Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 14 (1910)

Artikel: Das Fenster [Fortsetzung]

Autor: Lang, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572796

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wo es keinen rechten Stand gefaßt, rückwärts gefturzt und hatte ben Reiter unter seinem schweren Leibe besaraben.

"Bir leben nicht lange, wir Morell!" hatte ber Berftorbene oft gesagt, und bas ruhelose Ungestüm sei= ner Eroberernatur brohte die Ersahrung zu bestätigen. Nun war die Prophezeiung eingetroffen, und der plötzeliche Schlag traf die heimatfremden Kinder mit surcht barer Bucht, besonders die beiden Töchter, die den Bater

auch in der Einseitigkeit seines zügellosen Wesens gesliebt hatten. Mit Frank war es anders; er war mit einem Mal sein eigener Herr und Meister geworden, konnte seine weittragenden Pläne ins Werk sehen und seine Eigenschaften glänzend betätigen. Er trat in Unsterhandlungen mit einem Pächter, dem er die Facenda mit allen Pflanzungen übergeben wollte, und bereitete den Umzug nach der Hauptstadt vor.

(Fortfetung folgt).

Zu unserm Damenbildnis von Anton Graff.

Keine Frage, von Söhenpunkten deutscher Bildniskunft bot uns die Berliner Graff-Ausstellung mehr denn einen, in gewiffer Sinficht aber die größte Ueberraschung war für mich bas Porträt der Frau von Belldorff. Im gefamten fo reichen Lebenswerke des Winterthurer Meifters fenne ich feinesgleichen nicht. Als etwas durchaus Apartes ftach aus ber bei Schulte ver: sammelten abeligen Gesellichaft, ja überhaupt aus ber Graffichen Bildnisgalerie das Chepaar v. Helldorff heraus, beinahe in ganger Geftalt bingefest in foloriftisch fein gur Figur geftimmte Landschaft, er mit großer Fülle des Leibes und des Besichtes, mit reichlichem Doppelkinn, im langen grauen Rock, fie anmutig und zart, lässig dasitzend im gelblich weißen Bewand à la greeque, am Salfe tief ausgeschnitten, mit rotem Tuch, das ihr von der Schulter geglitten, wirfungsvoll dra= piert. Die Wiedergabe des Bildniffes überhebt uns der wei= tern Beichreibung. Alfogleich wird man gemahnt an bas ber rühmte Bortrat ber Madame Recamier, wie es nach Jacques Louis David 1802 (wenn ich nicht irre) François Gerard geschaffen, auch diefes das "flaffische Bemälbe flaffischer Empireichonheit" . . . Das Bildnis des furfächfischen Stiftshauptmanns v. Helldorff hat Graff nach Muthers Angabe am 5. März 1803 auf die Ausstellung der Dresdner Runftakademie geliefert; ift vielleicht dasjenige der Gemahlin erft etwas hinterher geschaffen? Sollte es benn nicht entstanden sein unter den frischen Gindrüden, die Graff empfangen hat - ober die ihm vermittelt worden vom Gerardichen Porträt der Récamier? Jedenfalls fei bier angemerkt, daß fich dieses Bildnis ber Madame Récamier mehrere Sahrzehnte zu Berlin befand im Befit des Bringen August von Breugen, Friedrichs des Großen Meffen, der zu den feurigften Unbetern der belle Juliette gehörte, und daß es erft nach des Prinzen Ableben nach Frankreich gurudfehrte, wo ihm dann im Louvre feine endgültige Beimftätte ward. Und auf jeden Fall auch ift bemerkenswert, daß unfer Anton Graff, der fich so fäuberlich freizuhalten gewußt von der Künftelei des Rokoko, der darauf= folgenden klassizistischen Richtung seinen Tribut nicht hat verweigern fonnen ober wollen.

Das fenster.

Nachbrud berboten. Alle Rechte porbehalten.

Novelle von Willy Lang, München. (Fortsetung).

Poman Henry neigte sich zur Seite, als höre er irgend ein Geräusch, an bas er sich klammern konnte; aber bas Zimmer war merkwürdig still, und die Fenster ber Sorbonne waren tiefdunkel, als sähen sie aus einem riefigen schwarzen Raum.

Pring Nicolas, ber wie ein kleiner Kobold im Stuhle saß, hub wieder an: "Meine Gouvernante fand nämlich unter meinen Spielsachen einen Soldaten. Er war kaum höher als die Länge einer Hand. Seine Brust und sein Leib bestanden aber aus einer einzigen Kugel. Und der Kopf ebenfalls. Die Augen waren aus grünem Glas eingesetzt und die Beine wie zwei Säulen... Bielleicht hatte ich vor der Figur die Angst, weil die Beine denen meines Großvaters Benceslas glichen, der nach den Enkelkindern die Krücke warf und die Wasserslat hatte."

"Wie ging das weiter mit dem Soldaten?" fragte Roman Henry, als Prinz Nicolas nicht mehr weiters sprach, sondern vor sich hindrütete.

"Sie setzte ihn einsach vor die Türe auf den Boden und mich davor. Erst saß sie auch bei mir und raunte mir leise eine mörderische Geschichte ins Ohr. Und dann geschah das Furchtbare. Als ich eines Tages eine Stunde so gesessen, konnte ich den Blick nicht mehr wegwenden. Nicht mehr aufstehen. Ich war angebunden durch die Kraft, die in den grünen gläsernen Augen lag..."

"Sie waren hypnotisiert" warf Roman Henry ein, als ob er sich bamit erleichterte.

Der Prinz schüttelte ben Kopf: "Bas sagen Sie mit diesem Borte auß? Ift das eine Erklärung? Es war die ganz einsache entsetzliche Angst, die in meisnem Gehirn brannte. Der Soldat machte auch während der Zeit, da ich nach ihm starrte, eine sonderdare Reise. Erst dehnte er sich auß nach allen Seiten. Dann hob er sich auf und ab, und die zwei Augen gingen zu einem einzigen zusammen und glühten wie ein höllischer, wahnsinniger Punkt. Dann sah ich ihn plötzlich nicht mehr, wußte aber, daß er genau in berselben Entsfernung in meinem Rücken saß..."

"Haben Sie fich einmal umgebreht?"

Der Prinz lächelte trüb: "Wie konnte ich! Was vermag ein Wille gegenüber einem solchen Dämon..."

Roman Henry war jest aufgestanden und lehnte mit bem Ruden am Kamin.

"Und so sagen Sie jeden Tag?"

"Ich habe vom fünften bis zum achten Jahre etwa in meinem einsamen Kinderzimmer — ganz nach ber Willfür ber Gouvernante — vor dem Solbaten gestellen "

"Stundenlang?"
"Oft halbe Tage . . ."

"Und ging das nie verraten?"

"Wie konnte es? Meine Mutter war damals mit dem Fürsten Akseli nach Nizza durchgebrannt, und mein Bater — er war ein schöner und herzensguter Mann - konnte doch nicht gleichzeitig bei mir und bei der Gouvernante sein . . . "

"Gewiß nicht . . . Und jest?" fragte Roman Henry

meiter.

"Jest wiederholt sich, genau dreißig Jahre später, derfelbe Borgang gleichsam entmaterialisiert. Berfteben Sie bas?"

"Der Solbat ist nicht mehr ba, aber die Kraft?"

"Das ist es . . . Ich bin dazu bestimmt, die Bewe= gungsfreiheit zu verlieren. Ich bin in einer Art umzingelt, wie es noch niemand war. Die Distanz tötet mich. Be= greifen sie jest, daß ich schon zwei Jahre vergeblich dar= über nachsinne, von hier nach Neuilly zu kommen, den Besuch beim Großfürsten Mikael zu machen?"

"Bollfommen!" Roman Henry fah auf den fleinen Bringen, der die Rrempen feines Sutes frampfhaft um= flammert hielt. Er war plöglich so verwirrt, als hätte er selbst den Zusammenhang mit aller Realität verloren.

"Daran gehe ich selbst, geht meine persische Mission, geht alles zu Grunde . . . " Prinz Nicolas stand schon bei der Türe.

Sie fahen fich in die Augen.

Roman henry erschien er auf einmal nicht als ein Mann, sondern als schmächtiger greiser Knabe. Und boch fühlte er sich in einem gang unheimlichen Bezirk mit ihm verwandt.

Der Bring war gegangen.

Roman Henry öffnete die Ture zu Gabrielens Schlaf= gimmer. Gie lag auf ihrem großen breiten Bett und spielte wie eine kleine Kate mit ihren Füßen. Roman Henry hatte ihr unlängst gesagt, daß die geschweifte Form ihrer Fußsohle zum Schönften gehöre, was er je in Diefer Art gesehen.

Run hatte fie das linke Bein erhoben und befah es gegen die mattrote gestreifte Tapete. Der Gegensatz in ber Farbe ichien nicht ftark genug. Gabriele mar

unbefriedigt.

"Dieses Zimmer follte eine andere Tapete haben!" fagte fie, noch immer in ihre Betrachtung verfunten.

"Du kannst ja einen Teppich hinhangen!" meinte Roman Henry.

"Das ist noch nicht dasselbe . . . Der verrückte Pring ist bagemesen?" fragte sie jest.

"Ja . . ." "Was wollte er?"

"Mich einfach besuchen ... " antwortete Roman Henry ausweichend. Es war ihm, als ob er bei dieser einfachen und in jedem Falle mahren Antwort ein schlechtes Ge= miffen hätte.

"Das tut dir nicht gut . . . "

"Warum nicht?"

"Weil du beine eigene Spinne im Kopfe hast . . . "

fagte sie und kicherte.

Roman Henry war erstaunt. Gabriele hatte da sein geheimstes Leiden, das ihn so erfüllte, daß es ihm fast eine Beschäftigung war, in ein komisches Licht gestellt. Und zwar mit einer felbstverftändlichen Naturlichkeit.

Zuerft empfand er bies als gefühllos. Er hatte ihr

Diese Möglichkeit nicht zugetraut. Bielleicht täuschte er fich doch in ihr. Dann fagte er fich wieder, daß es un= finnig ware, von einem Menschen überhaupt soviel ver= langen zu wollen. Er hatte sich mit seinen Gedanken in Gabriele eingenistet wie in einer schützenden Behaufung, bie ihm in allem Schweren ober Besondern seines Schickfals etwas Feststehendes ware, wenigftens für bie Beruhigung seines Bergens.

Run fing er ihr plöglich zu migtrauen an.

Gabriele fah den Zug in seinem Gesicht, hob sich, funte ibn fanft auf beide Augen und flufterte mit gart= licher Rührung: "Liebling!"

"Es tut ihr wirklich leib . . . " bachte sich Roman

Henry. Das beruhigte ihn ein wenig.

Mis fie aber nachher zusammen die Rue de la Sorbonne hinunterschritten und er neben fich Gabrielens vergnügte Papageistimme hörte, die ihm mit leisem Lachen erzählte, daß sie neulich ben Prinzen getroffen, wie er mehr als eine Biertelftunde mitten auf dem Trottoir ftand und sich nicht vom Fleck rührte und ihr, als sie mit ihm reden wollte, nur eine Grimaffe machte, überlegte er fich doch ernsthaft, ob sie nicht in einem gewissen Mage recht batte, in vielem, was ihn beschäftigte, und speziell, was die dunkeln Sintergrunde seiner Phantafie anbetraf,

etwas Komisches zu sehen.

Ginen Moment erschien ihm diese Verspettive wie ein Ausweg. Dann verfiel er aber wieder jener Mattigkeit, die er allen intenfivern Entschlüffen gegenüber empfand, und er wurde babei noch gestütt burch ein gang unerklär= bares Angstgefühl, das ihn plöglich durchströmte. Er griff frampfhaft in die leere Luft und fam erft wieder völlig zu sich, als er Gabrielens hand in ber feinen fühlte. In diesem Augenblicke war er ihr so dankbar, daß er ihre kleine Hand nahm und in einer Auswallung von Zuneigung und innerftem frohem Erglühen an feine Lippen prefte. Gabriele aber trug babei einen liebevoll lauernden Glang in ben Augen, ber für Roman Henry, falls er ihm bewußt geworben mare, ficherlich einen Grund zu gang unabgrenzbaren und vielleicht trüben Ueberlegungen gegeben hätte.

Gelb und schwer lag die Herbstsonne auf bem Ries

des Lurembourggartens. Roman Henry faß auf einem Korbstuhl und hörte

auf die Mufit, die vom Bavillon herkam. Es war die

Ouvertüre zu "Wilhelm Tell".

Gben hatte bie Dboe ihr Alphornsolo. Er fann nach, mas es für ihn mit bem Alphorn für eine Bewandt= nis hatte, und ploglich fiel es ihm ein. Er war einst in einem Berghotel von einem mörderischen Geräusch gewedt worden. Wie ein graufam gahnender Schrei hatte es durch die Gange geklungen. Dann waren viele klobige Tritte an feiner Zimmerture vorbeigegangen. Als er am Morgen nachfragte, war der gräßliche Laut der Ton eines Alphorns gewesen. Man hatte zum Sonnenaufgang geweckt. Roman henry hielt damals dem Wirt eine beschwerende Rede und betonte die Rücksichtslosigkeit, die schließlich in diesem Getue lag. Allmählich aber freute er sich doch darüber, wie unromantisch das Horn geklungen. Dies alles war in weiter Ferne. Jest hielt er es für ausgeschlossen, nochmals diese komisch wilde Merkwürdig= feit zu erleben. Er faß wie ein Refonvaleszent ftill und geduldig auf feinem Stuhl.

Unter den Bäumen bewegten sich die Menschen in einem Gewimmel von schwarzen und bunten Fleden. Wenn er fich umdrehte, fah er über die graue Steinmauer hinweg die blaugligernde Fläche der Fontane.

Rote Geranien und weiße Aftern blühten so nahe, daß er sie mit den handen greifen und die Dolden durch die Finger gleiten laffen fonnte. Und jenfeits bes Rondells standen die Bäume in so ebenmäßiger Richtung, wie auf einen Befehl hingestellt zu langen Alleen, in benen Kinder bin= und berglitten wie fleine Tierchen, die am Boden friechen. Und über die gelben und roten Baum= fronen hinweg ragten die stumpfen, schwarzen Turme von St. Sulpice.

St. Sulpice. Es war für Roman Benry wie etwas hold Klingendes von priefterlicher Beisheit und ichmebendem Chorgesang. Und bazwischen mischte sich bie Geftalt des Manon Lescaut. Er traumte und wurde erft mach, als ein schlankes, zwölfjähriges Mabchen mit furgen Röcken und wundersamen Gazellenbeinen an ihm vorbeischritt. Wie schön das Kind war! Wie anbetungswürdig schlank!

Gine große Dame in Braun ging neben ihm ber, und obschon sie sich nicht faßten oder irgend ein äußeres Zeichen bes Berbundenseins vorhanden war, wußte Ro= man henry, wie fehr fie das Kind im Kreis ihres Gefühls und ihres Sinnens hatte und daß fie es als einen

föstlichen riesengroßen Schatz betrachtete.

Dann tam ein häßlicher, langhaariger Mensch, und

die Stimmung war vorbei.

Roman Henry mußte wieder an den Prinzen den= fen und daran, mas eigentlich sie beide zusammenzog. Aber er fonnte zu keiner Klarheit darüber kommen. Nur bas wußte er sicher, daß sich etwas bilben mußte, das er vor Gabrielen geheim zu halten hätte.

Vorher hatte er ihr alles erzählt, weil er glaubte, baß fie nichts bavon verftunde. Denn es tam ihm nur auf das Reden an. Auch auf die llebersichtlichkeit, die er manchmal im Berlaufe eines Gefpräches über feine ei= genen Zustände erhielt. Jest aber mar für ihn die Em= pfindung biefer Ginheit verloren.

Er froftelte ploglich, tropbem bie Sonne warm auf seinen Händen und seinem Gesicht lag. Das gab ihm

wieder zu denken.

Diese unvermittelt und heftig auftauchenben Erschei= nungen ängstigten ihn. Er vermochte fie nicht in eine klare Gebankenfolge zu bringen, ja überhaupt in einen Zu= sammenhang. Zugleich erinnerte er sich einer Stunde beim Arzte. Er hatte ihm gesagt, daß eben dieser Trieb, die geringften Sensationen bes Gefühls in irgend eine Beziehung zu setzen, sein Leiden vermehre Go suchte er jetzt gewaltsam loszukommen. Er betrachtete die breiten dunkeln Streifen in seiner grauen Sose und bie Bügelfalte, die wie ein koketter Kamm über das Knie hinunterlief.

Dies war alles in Ordnung.

Er atmete auf und lächelte zugleich über das un= scheinbare Motiv seiner seelischen Erleichterung.

Bor ihm lag ein großes gelbes, halbdurres und schon zerfranstes Blatt. Er hob es auf, und ihm war, als hätte er bis jett noch gar nichts von der Farbe der Blätter gewußt. Da war zwischen ben harten weißen Rippen ein Tanz von Grun und goldigem Orange und bunklem Burpur und blaffen grauen Tonen, die in einem gang verblüffenden Raffinement baneben ftanden.

Aber jest irrten seine Reflexionen wieder zum Brin-

zen zurück.

Roman Henry bunkte ce, als sei ba fur ihn eine Mitte, an die er wie gefeffelt ware. Zuweilen vermochte er ja bavon wegzusehen, wie ein Tier, bas an einen Pfahl gebunden ist, schließlich auch in die Ferne zu schnuppern vermag. Aber eben diese Ferne ichien ja bem Pringen versagt und bie Ursache seines Lebenstampfes. Und er selbst, schloß Roman Henry weiter, war seit jenem let= ten Besuch scheinbar auch und zwar nicht wenig burch den Bringen bedingt.

Eine unheimliche Bangigkeit hatte ihn wieder erfaßt. Die Musik im Pavillon spielte jett den Brautchor

aus "Lohengrin".

Er war Roman Henry unausstehlich. Was sollte ihm die Maffe diefer geblähten Tone! Ihm war, als ftunde er vor einer Mauer, an ber er nicht hinauf und auch nicht vorbei fonnte. Dazu biefe furchtbare Mubig= feit, ohne daß er nachts einzuschlafen vermochte. Er rechnete plötlich die Stunden Schlafes der vergangenen Woche zusammen und kam auf siebenzehn. Dies erkannte er aus ben Strichen, die er auf einer Bifitenkarte bei sich trug. Dazwischen versagte ihm das Gedächtnis. Er wollte an das Zimmer des Hotels benken und war es nicht imftande. Statt beffen fab er einen fleinen Sof im Quartier Montparnasse, an bem vor sechs Jahren das Atelier eines Freundes lag. An der grauen Wand stand gegen Abend oft ein schmutziger Junge und sang. Da war auch biefes Bild verschwunden, und er trug einen bumpfen, leisen Schmerz in ben Schläfen.

Als das Orchefter abbrach, schaute er nach dem Ba= villon. Das Klatschen ber Menge fam herüber, wie wenn ein Platregen auf ein Steinpflafter fällt.

Gine Geftalt fam die Allee entlang, und er glaubte, Gabriele zu erkennen. Alls sie vorbeiging, war er wie= ber erstaunt über die Täuschung seiner Augen. Es war eine kleine Rokotte aus dem Quartier. Die einzige Aehn= lichkeit mit Gabriele mar, daß fie beide eine Sammet= toque trugen.

Roman Henry schämte sich vor sich selbst. Ueber biese peinlichen Irrtumer seiner Ginne. Er faß ba, mahnte er zuweilen, jemand gegenüber. Und biefer andere mar er selbst vor etwa zehn Jahren. Und merkwürdig schien es ihm, daß jener schon ziemlich genau von seinem heu-

tigen Zustand wußte.
"Komisch," bachte sich Roman Henry, "daß man etwas erfüllt, bessen Gestalt man in seiner ganzen Be-

denklichkeit vorausweiß!"

Er stand auf und ging nach bem Baffin. Da wa= ren die Rleinen mit ihren Segelbooten und den hohen, gelben Bambusftoden, mit benen fie bie Flotten birigierten. Dann fam ein Gelmägelchen, und vier fleine blonde Mädchen mit roten Jäckchen sagen barin. Er hätte mit einem der Kinder reden, so eine kleine warme Sand zwischen die seinen, die fühlen, froftelnden legen und sanft streicheln wollen. Aber das war ja alles ganz unendlich unmöglich, und die roten Jadchen schwammen auch ichon gang ferne gegen bas Genatsgebaube bin.

Nun trat er nahe ans Waffer und fühlte, wie ihm ber Wind vom Springbrunnen her einen Sprühregen ins Gesicht trieb. Die Feuchtigkeit auf den Wangen tat ihm wohl; aber bald fror es ihn.

Jetzt bachte er baran, daß er in den nächsten Tagen den Prinzen doch besuchen wollte. Er mußte all den Schwierigkeiten auf den Grund kommen. Aber wenn darin eine Entscheidung liegen sollte? Vielleicht war da eine Gefahr. Und zu beschleunigen hatte er schließlich nichts. Er wandte sich aus dem Garten. Durch das Tor gegen die Rue Soufflot. Da kroch über den Plate ein alter Camelot. Auf dem Hut trug er einen Kranz von Zeitungen. Sein Gesicht war rot gesleckt, und der graue schmutzige Bart hing daran wie angeklebt.

«La Patrie! La Patrie!» bellte er mit dem fnurrenden Ton eines großen Hundes.

Roman Henry hatte eine merkwürdige Affoziation. Er dachte sich: "Wenn der Kösnig Lear Zeitungen verkauft hätte, wäre dies seine edelste Waske gewesen." Oder: "Ein heutiger Lear müßte nicht im Felde wüten, sondern Zeitungen verkaufen. Und seine königliche Scham hinter einem Orehorgelgesang verbersgen..."

Aber dies war ja im Grunde alles völlig gleichsgiltig. Er sehte sich vor die Taverne du Panthéon und wartete auf Gabriele, die hier vorbeikommen mußte.

Erst versuchte er, eine kleine Novelle im "Journal" zu lesen. Es ging nicht. Das war ein schlechtes Zeichen. Sonst las er die frassen, gegenständlichen Geschichten, die wie Polizeiberichte gebaut waren, nicht ohne Spaß. Anna, die Köchin, hatte sie ihm früher oft vorgelesen.

Und Anna's Arme waren so diet und voll blauer Flecke, weil sie hie Herren kniffen, wenn sie auf der Straße ging. Wie klar er sich doch an diese Zeit erinnerte!

Bor ihm sette sich ein Mädchen in großem weinsfarbenem Hut. Wenn er über die Zeitung hinwegsah, schnitt der Nand des Papiers den Hals fast wagrecht mit den Schultern ab. Ihre Haare setten ziemlich weit oben an, sodaß über dem Kragen des Jakeits noch ein schmaler, weißer Streif des Nackens blieb.

Roman henry unterhielt sich damit, die Rückseite dieses Kopfes zu betrachten, von dem er ja weiter keine Uhnung hatte. Es war ihm eine stille Beschäftigung, ihn in allerlei Bermutungen zu verwickeln.

Gabriele ließ auf sich warten; aber es störte ihn nicht. Der Hut bewegte sich einen Moment, und er hatte schon Sorge, sie würde sich umbreben. Aber sie blieb wieder still.

Wie drollig es doch war, diesen Kopf und diesen Hut ganz isoliert über dem Zeitungsblatt schwebend zu haben! Wie eine merkwürdige, unmotivierte Sache in der Luft.

Da verschwand aber auf einmal die Bision, und Roman Henry sah flar und deutlich den rotgestrichenen Eisenstad quer im Fensterkreuz seines Zimmers. Zugleich die langen weißen Vorhänge mit ganz unmöglichen Blumen darin. Sie waren wie vierblättriger Klee mit gesachntem Rand.

Als er davon erwachte, war ihm das Zeitungsblatt auf den Tisch gesunken, und das Mädchen vor ihm war weg.

Gine Sekunde zweifelte er, ob sie überhaupt dage=

wesen. Aber da sah er sie quer über den Plat einem Herrn entgegengehen.

Roman Henry schaute ihr mit zugekniffenen Augen nach. Wundervoll, wie sie dahinschritt. Als ob sie eine Leiter hinanstiege.

Sie setzte nicht die Fußballe auf, um die Sohle dis zur Spitze zu diegen, sondern stapste gleich mit dem ganzen Fuß; sie mußte wohl beim Gehen ihre Knie etwas beugen. Es glich dem trotigen Schritt eines Renupserdes.

Nun war sie mit dem Herrn im Getümmel versschwunden.

Ringsum sprühte wieder das Geschrei der Camelots. Ein Automobil kam herangeschnaubt und stand in einem Ruck hart am Trottoir.

Der Gérant zeigte sich an der Türe des Cafés.

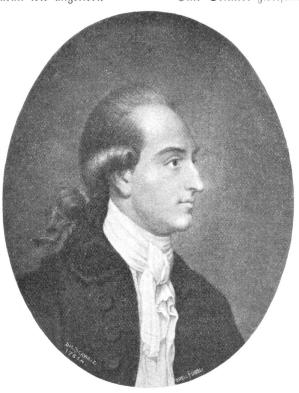
Zwei Herren und eine Dame von ichlankem, ameri= kanischem Typus stiegen aus.

Roman Henry sah sich nach Gabriele um; aber sie

zeigte sich noch nicht. Er zahlte und beschloß, nach Sause zu gehen. Als er heimkam, war Gabriele eben ausgesgangen. Er setzte sich ans Fenster und sah auf die Straße. In die dunkeln Fenster der Sorbonne schien jetzt Leben zu kommen. Schatten glitten hinter den versgitterten Scheiben.

Unten ging ein Mann vorbei mit einem Sack auf bem Rücken, sah an die Häuser auf und schrie: «Habits! Habits!»

Roman Henry sank ber Kopf auf die Bruft. Eine weiche lähmende Müdigkeit kam über ihn, wie er sie lange nicht mehr empfunden. Es war ihm wie ein Troft. Wie er erwachte, stand unten an der grauen Wand ein Orgelmann. Er war barhäuptig und hatte seine Mühe auf den Orgelkasten gelegt, der auf einem dreirädrigen Karren ruhte. Er drehte die Kurbel und sah für sich hin auf den Boden. Und kein Sous-Stück entging ihm,



Der junge Goethe. Wiedergabe von Georg Oswald Man's Delgemälbe (1779) nach bem Stahlftich von Carl Mayer, Nürnberg.

bas auf die Straße klirrte. Und jedesmal sagte er, ohne aufzusehen, mitten in seine larmonante Musik: «Merci, Madame!»

Es war die Gnadenarie aus "Robert dem Teufel". Roman Henry dachte daran, daß die Bariser Orgeln seit vielen Jahren alle dasselbe spielen. Dieselbe Gnaden-arie hatte er damals in der Avenue du Maine gehört. Mit denselben merkwürdigen Unterbrechungen und Intervallen. Es schien, als ob sehr viel Regen schon in das

Instrument geflossen, als ob es zwischendurch seufzte und hustete.

Danials war er selbst noch ganz gesund. Und es war Frühling. Und die Blätter hingen grün und schwer an den Kastanienbäumen. In den Nächten tanzten die jungen Mädchen auf der Straße und sangen Liebeslieder. Roman Henry sann zurück und war ganz erschüttert. Er hatte es nicht gewußt, daß er selbst das mals im Frühling stand...

Frau Bäbe Schultheß, Soethe und sein Wilhelm Meister.

Mit brei Bilbniffen und brei Schriftproben.

Nachbrud berboten.

om faveliget flats den georfe, om Theil Milletine v der store mis anthibond, a favolig! favelig!

Mus bem Tagebuch ber Tochter Babe Schultheß (unterm 14. April 1784).

Zu Goethes Leben gehören Frauenfreundschaften wie die Rosen zum Sommer. Die jüngste Vergangenheit hat die Blicke der Gebildeten wieder auf einen solchen geistigen Bund des großen Dichters mit einer Frau nachdrücklich hingelenkt. Auf den mit einer vortrefslichen Schweizerin, der Gattin des Fabrikanten David Schultheß, Barbara geb. Wolf, die im Haus zum Schönenhof in Zürich wohnte (Ecke Nämistraße und Stadelhoferstraße, nach 1811 vollständig durch einen Neubau

ersett, fodag beute nichts mehr an das alte Saus erinnert). Lavater war mit Frau Barbara Schultheß, Frau Babe, wie fie im Bertrautenfreis genannt wurde, eng befreundet. Durch ihn erfuhr Goethe von diefer Burcherin, die er dann 1775 auch perfonlich fennen lernte. Gin Briefmechfel entipann fich; Frau Babe erfuhr vieles, was ihn innerlich beschäftigte, wohl auch qualte. 1778 war Frau Schultheß Witme geworden; unerwartet rasch hatte ihr der Tob den Gatten geraubt. Im Rovember des folgenden Jahres fam Goethe auf feiner zweiten Schweizerreise wieder nach Burich. Man hat den Gin= brud, daß damals fein Berfehr mit Frau Babe einen besonders herzlichen Charafter annahm. Alls in ben 1790er Jahren Frau Schultheß auf Nachrichten von Goethe sehnlich wartete, schrieb sie ihm unterm 19. November 1796: "So lange hörte ich nichts von dir, ich feire heute wieder einen 19. November, der dich im Jahre 79 gu mir brachte, er fällt juft wie bamals auf einen Samstag, wie lange feitbem und nur einmal fah ich dich in der Zwischenzeit. Es tut mir wohl an meinem Bergen gu fühlen, daß ich dich mit den gleichen Gefühlen heute vor mir feben wurde, wie vor den vielen Sahren, mit den gleichen dich verlaffen würde wie in C. Und laß mich hoffen, daß auch du der gleiche feieft, daß ich in dir den gleichen finden murde. Lag mir in meinen Befühlen den Beweis der beinen finden. D, es ift wohl= tuend in all ben Beränderlichkeiten diefes Dafeins etwas Unveränderliches zu miffen und zu befigen."

Damals, bei jenem Besuch am 19. November 1779, ber für Frau Bäbe gewissermaßen eine "Epoche" ward im Goetheschen Sinn dieses Wortes, hat der Dichter der Freundin im Schönenhof ein mit seiner prächtigen züglegen Handschrift beschriebenes Blättchen mit dem unversgleichlichen Gedicht "Gesang der Geister über den Wassern" — "Des Menschen Seele gleicht dem Wasser"— zurückgelassen, jenes Gedicht, das als Frucht der Bestrachtung des Staubbaches seiner dichterischen Ispipiration

beschert worden war. Und dieses Gedicht hat sich vor wenigen Jahren erst im Sterbehaus der Frau Bäbe (im "Neuhaus" an der Oberdorfstraße, wo sie 1818 die Augen schloß, dreiundsiebzigjährig) wiedergefunsten *).

In dem eben zitierten Briefe vom Jahre 1796 fanden wir die Anspielung auf eine dritte Begegnung der Frau Bäbe mit Goethe. Sie erinnert da Goethe an ihren Abschied

von ihm in C. Dieses C, bedeutet Constanz, Ueber den Splügen war Goethe mit dem Komponisten Philipp Christoph Kanser,

*) Es hat seine Faksimilierung erhalten in dem schönen Neujahrsblatt 31m Besten des Baisenhaufes, das auf das Jahr 1903 Professor Dr. Gustav von Schultheßendberg Frau Barbara Schultheß jum Schönenhof, der Freundin Lavaters und Goethes, gewöhnet hat und das für alles oben Erzählte unsere Quelle ift. Einen Teil des Faksimile wiederholen wir S. 166.



Frau Babe Schultheß (1745-1818). Nach bem Delbilbnis (1781) von Joh. Seinrich Wilhelm Tifchbein (1751-1829) im Befit ber Frau Gegner-Ernft "3. kleinen Otter" ("Neuhaus") in Zürich.